

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Hohentwiel nach der Herzogin Hadewigs Tod bis auf die Gegenwart

[urn:nbn:de:bsz:31-309734](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-309734)

Der Hohentwiel nach der Herzogin Hadewigs Tod bis auf die Gegenwart.

Der Twiel, (siehe die Abbildung im vorigen Jahrgang) welcher unter der gelehrten und männlich kräftigen Hadewig wie ein glänzender Sternschnuppen in der dunkeln Geschichte des Mittelalters kurze Zeit geleuchtet hatte, verschwand wie dieser zeitenweise gänzlich und würde wohl völlig im Gedächtniß der Völker untergegangen und erloschen sein, wenn nicht einzelne Begebenheiten wie ein aus dem Feuerstein entlockter Funken die Menschen wieder daran erinnert hätte, daß der Klingstein-Felsen noch immer ungebeugt von den über ihn ergangenen Stürmen fest sein bekröntes Haupt in die blaue Luft hinausstrecke.

Die Annalen lassen es zweifelhaft erscheinen, ob nach dem Aussterben des Herzog Burkart'schen Hauses der Twiel dem König Otto III. geblieben, oder ob er den folgenden Herzogen wieder verliehen worden sei. Nur Eines ist sicher, daß dieser König im Jahr 1000 kurze Zeit darauf verweilt habe. Von da an wird lange Jahr seiner nicht mehr erwähnt, und kein Geschichtsforscher weiß von ihm etwas zu berichten. Die erste Nachricht welche wir wieder von ihm erhalten, ist der im Jahr 1079 auf ihm erfolgte Tod der zweiten Gemahlin des kräftigen Gegenkönigs Rudolphs von Rheinfelden. Adelheid war eine Tochter Odos des Markgrafen in Italien, eine Schwester der dem jungen König Heinrich IV. verlobten Bertha. Die Schicksals-Göttinnen hatten es gut mit ihr gemeint, daß sie die gebeugte Frau nicht noch das traurige Ende ihres ritterlichen Gemahls erleben ließen. Diesem wurde in der Schlacht an der Elster, welche er siegreich mit den Sachsen gegen Heinrich IV. bestand, die rechte Hand abgehauen, und zugleich ein tödtlicher Stoß durch den Leib versetzt. Mit dem Tode ringend, ward er nach Merseburg verbracht. Wie der Thebaner Graminondas, sprach er, als ihm der Sieg der Seinigen verkündet wurde: „Ich habe genug gelebt, denn ich sterbe unbesiegt.“ Dies geschah am 15. Oktober 1080. Der Tod hatte die Getrennten bald wieder vereint.

Kurze Zeit nachher geschah eine große Veränderung in der innern Organisation des deutschen Reiches, welche nicht ohne wichtige Folgen

für Twiel blieb. Der römische König wie seine Großwürdenträger suchten ihre Stellen erblich zu machen, was auch den meisten gelang, wenn auch nicht gerade zum Besten des Reiches. Zum ersten Mal wurde im Jahr 1096 das große Herzogthum Allemannien getheilt, und Friedrich von Staufeu, welcher sich um das Königshaus verdient gemacht hatte, erhielt die herzogliche Würde seinem Haus erblich. Auf diese Weise kam der Sitz des Herzogthums vom Hegau in's östliche Schwaben auf die Hohenstaufischen Erb-güter.

Mit diesem Ereigniß verlor die Burg ihre frühere Bedeutung. Sie ließ aber den Kopf nicht sinken, sondern hob ihn ungebeugt durch des Schicksals Tücke, dem ja auch die gekrönten Häupter unterliegen müssen, vor wie nach stolz in die freie Luft, auf bessere Zeiten hoffend, die jedoch lang auf sich warten ließen. Das Hohenstaufische Haus, welches sie gedemüthigt hatte, sollte auch seinem Schicksal nicht entgehen. So lang es bestanden, war es in einem steten Kampf gegen das Papstthum, welches sich Alles unterzuordnen suchte, begriffen, so wie in dem Verfangen, Italien und das deutsche Reich zu einer großen erblichen Monarchie zu vereinigen. Dieser kühne Plan sollte nicht gelingen; denn mit dem Kopfe des letzten Sproßlings dieses Hauses, mit Konradin, am 29. Oktober 1269 auf den Marktplatz in Neapel, fiel auch dieser riesige Plan selbst in sich zusammen. Die Burg Twiel kam nun an das Reich als Schwabenlehen, welches König Rudolph I., der Habsburger, seinem Kanzler, Heinrich von Klingenberg, Bischof von Konstanz, als Sänger, Philosoph und Geschichtsschreiber damals gleich ausgezeichnet, übergab. Bei diesem Geschlechte, das im Hegau und Thurgau große Besitzungen hatte, blieb es bis in's sechszehnte Jahrhundert hinein. Der Twiel führte unter ihm ein wahres Stillleben und hatte die gute Eigenschaft, welche der originelle Abraham a Santa Clara einer rechten Jungfrau wünschte: „daß man von ihm nichts sprach.“ Nur einmal im Jahr 1357 ward diese Art von Pflanzenleben vom Grafen Eberhard von Württemberg auf sehr unsanfte Art

gleiche Kost herunterließen. Ein Menschen Antlitz kam nie zum Vorschein.

Sein gräßlicher Zustand wurde noch vermehrt, als er schon in den ersten Tagen seines Hierseins mit Schaudern und Gewissens-Bissen erkannte, daß er sich in dem nämlichen Kerker befinde, welchen er selbst mit aller erfinderischen Grausamkeit für einen verdienten Offizier, der seinen Unwillen auf sich geladen, erbaut hatte. Durch eine sonderbare Wendung des Schicksals wurde das Opfer seiner Rache der Herr seines Geschicks, der Kommandant der Festung, welcher aber für eine niedrige Rache zu edel war, jedoch als alter Soldat mit blinder Treue den Befehlen seines strengen Auftrags vollzog.

Nach einem Zeitraum von sechszehn Monaten erblickte zum ersten Mal der doppelt Unglückselige das Antlitz eines Menschen wieder, und vernahm tröstende Worte, welche Balsam in seine Wunden träufelten. Es war der Garnisons-Prediger der Festung, welcher aus Erbarmen über das Elend des einst so hochgestellten Mannes zum Herzog Karl reiste, einen Fußfall that und mit Unerfrohenheit und Würde, welche das Bewußtsein erfüllter Pflicht verleiht, ihn um die Gnade bat, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuche erfreuen zu dürfen. Als ihm dies gestattet wurde, erschraak er über das grauenhafte Aussehen des Mannes, sowie über die Scheußlichkeit des Kerkers, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Aufenthaltsort eines Menschen glich. Wieder machte der edle Menschenfreund eine zweite Reise zum Herzog und erklärte demselben, daß er sich nicht entschließen könne, irgend eine heilige Handlung mit dem Gefangenen vorzunehmen, wenn man nicht zuvor solchem wieder ein menschliches Aussehen verschafft habe. Als auch dies bewilligt ward, lebte der Unglückliche wieder auf.

Von jetzt an war der Zustand Riegers ein weit leidlicherer. Nach zehnjähriger Gefangenschaft schlug auch für ihn die Stunde der Erlösung, jedoch ohne gerichtliche Untersuchung und förmliche Losprechung, ein sog. Akt der Gnade, wie er Despoten eigen ist, welche kein Recht anerkennen, als ihr eigenes, und Gefangenschaft und Freiheit nur aus Laune verfügen. Zum Ueberfluß legte ihm die fürstliche Willkür auch noch die Verpflichtung auf, das Land auf ewig zu räumen.

Von Neuem warf sich Rieger auf die kriegerische Laufbahn, welche ihn in fremden Diensten auf eben den glänzenden Gipfel führte, von welchem er im Vaterland heruntergestürzt war. Hart am Rande des Grabes erwachte in dem Herzog die Sehnsucht nach dem Liebling seiner Jugend. Freundlich lud er ihn in seine Heimath zurück, was mit dem Wunsch des Vertriebenen zusammentraf. Rührend war der Empfang und das Wiedersehen; aber ihnen fehlte die Wärme des Herzens, denn beide Herzen hatte Schaam und Furcht auf immer von einander getrennt. Der eine konnte nie seine Uebereilung beim Anblick des einst so fürchterlich mißhandelten Freundes vergessen, und der andere den Urheber seines Unglücks und den Zerstörer seiner Jugend nicht mehr lieben. Was half es dem Greisen, wieder in den Besitz aller seiner vorigen Würden eingesetzt zu werden, da der Fürst ihm nicht auch damit zugleich das Herz wieder geben konnte, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelt hatte?

All seine herben Schicksale hatten das Feuer der Leidenschaft und die ihm angeborne Heiterkeit nicht ganz aufzehren können, und noch in seinem siebenzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Gutes; das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Man hätte erwarten sollen, daß er als Befehlshaber der Festung Hohen-Asperg menschlich gegen die Gefangenen gewesen wäre, nachdem er so lang selbst hatte fühlen müssen, was es heiße, gefangen zu sein; aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn in seinem achtzigsten Jahr, nachdem er noch neunzehn Jahr den heitern Abend seines Lebens genossen hatte, auf den Sarg. Das Unglück macht eben nicht alle Menschen weich, so wenig als die Schlehe und die Eichenrinde jemals ganz ihre Herbe verlieren.

Wir nähern uns nun dem Ende der Festung Hohentwiel. Die oft langsam, wenn auch sicher vorwärts schreitende Vergeltung, welche vielfach die nothwendigen Folgen einer That erst an den spätern Enkeln straft, erreichte auch die einst so stolze Feste, welche im siebenzehnten Jahrhundert unter ihrem Kommandanten Lösch und Widerhold mehrere der Nachbar-Burgen übermüthig in Trümmer geschlagen, und mittheilos die Seufzer unglücklicher und oft nicht einmal verhörter

und gerichteter Opfer einer tyrannischen Willkür angehört hatte. Was sie Andern bereitet hatte, sollte sie nun selbst erleiden. Wären die württembergische Regierung und die spätern Kommandanten Ziels eben so sehr darauf bedacht gewesen, die Festung immer in verteidigungsfähigem Zustand zu erhalten, wie sie darauf bedacht gewesen waren, arme Staatsgefangene durch alle erdenklichen Mittel raffinirter und kleinlicher Grausamkeit zu quälen, und ihnen das Bischen Leben zu verleiden, so hätten sie leicht ihr Geschick abwehren können; doch „was sein soll, schickt sich wohl,“ sagt das Sprichwort.

Es war am 1. Mai 1800, als die Avant-Garde des rechten Flügels der französischen Armee unter General Vandamme vor der Festung erschien, und solche mehr aus Spaß als Ernst um 12 Uhr Mittags zur Uebergabe auffordern ließ. Am folgenden Morgen zogen die Franzosen gegen 10 Uhr ein und die aus 108 Mann, einschließlic der Offiziere, meistens Invaliden, bestehende Besatzung, ab. Gegen die eingegangenen Vertragsbedingungen begann die Zerstörung am 17. Oktober 1800 und endete am 3. März 1801.

Der General von Bilsinger, ein gelehrter und scharfsinniger Mann, der zu Allem eher taugte, als zu einem Festungs-Kommandanten, wurde in Anbetracht seines hohen Alters einfach kassirt und ihm das Dorf Asperg zum Wohnort angewiesen. Hier lebte er sechszehn Jahr bis nach König Friedrichs Tod, und noch neun Jahre zu Stuttgart in der Freiheit, woselbst er auch nach zurückgelegtem sieben und neunzigsten Jahr im April 1825 starb. Der Oberst von Wolf ward infam kassirt, lebte in enger Haft mit 8 Kreuzern Gnadensold und wurde wie Bilsinger nach Friedrichs Tod ebenfalls frei. Zu Karlsruhe lebte jahrelang der menschenfreundliche und allgemein beliebte Mann der Sammlung von Stoff zur Rechtfertigung seines Benehmens. Alle Offiziere abwärts wurden kassirt, mit Ausnahme des Titularhauptmannes, Baron von Reizenstein, welcher nicht mit die Kapitulation unterschrieben hatte, und deshalb zum wirklichen Hauptmann befördert ward. Die Gemeinen wurden unter die Garnison von Hohen-Asperg gesteckt.

So schmählich endete die Burg, auf welcher in grauer Vorzeit die mächtigen Herzoge von Schwaben ihren Sitz gehabt hatten.

Ich ende mit Schaffels Worten:

„Alle sind längst Staub und Asche, die Jahrhunderte sind im raschen Flug über die Stätten weggebraust, wo ihr Geschick sich abgesponnen, und neue Geschlechter haben die alten in Vergessenheit gebracht.“

Die Gretschenjäger im Kirchzartnerthal.

Der Bartlebauer und sein Knecht Nazi gaben einigen Grundgescheidten vor, daß ein großes „Gewild“, „Gretsch“ genannt, jede Nacht längs des Baches spazieren laufe, und daß dieses große langsame Thier einen Werth von mindestens 50 fl. — habe und ganz gut zu fangen sei, weil man ihm nur einen Sack um den Kopf zu stecken brauche, in welchem es sodann gerne hinein schlupfe. —

Dieser „Gretsch“ machte nun in den freundlich gelegenen badischen Ort J. viel von sich zu reden; ja es kam sogar so weit, daß der Andres, der Reinhart, der Stäse, der Felix, und der Toni, Verathung hielten und beschloßen, in einer noch zu bestimmenden Nacht Schildwache zu halten und den „Gretsch“ zu fangen, sei es todt oder lebendig. —

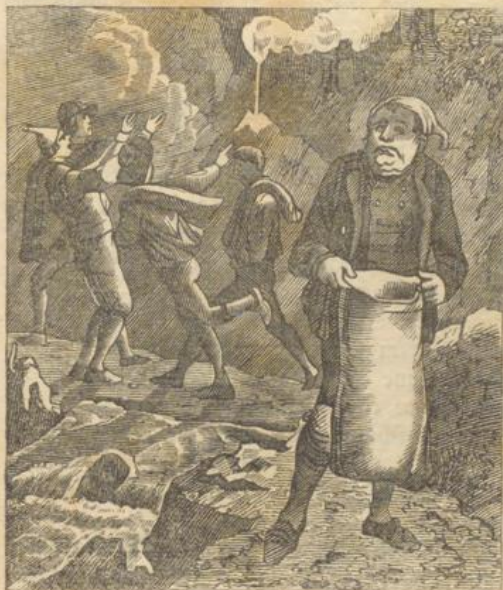
Am dritten Abend des Neumondes begann die Jagd, da sie nach reiflicher Erwägung diesen Tag, als in einem ganz günstigen Zeichen des Mondes stehend, betrachteten, und deshalb zur Ausführung ihres Vorhabens am geeignetsten hielten. Nach Anordnung ihrer beiden Oberjäger stellten sich unsere 5 Schützen, jeder 30 Schritte von dem andern entfernt, an dem Bache auf, hinter welchem sich ein wüstes Bergle oder Dobel befand; und keiner durfte ein Wort sprechen, gehe es wie es wolle. Jeder hatte einen Sack in der Hand, und derjenige welcher den „Gretsch“ im Sack habe, dürfe nur dreimal pfeifen, und bekomme sodann 2 Theile vom Profit. (So war nämlich die Verabredung).

So standen unsere 5 Jäger in kalter stockfinsterer Nacht von Abends 8 bis 12 Uhr in banger Erwartung der Dinge die da kommen sollen, an dem unheimlich rauschenden Bache.

Mittlerweile hatten sich die 2 Oberjäger unbemerkt nach Hause geschlichen, um einen strohen Bienenkorb zu holen. Nachdem sie solchen mit Stroh ausgefüllt und an eine lange Stange

gesteckt hatten, begaben sie sich mit derselben auf die kaum 150 Schritte von den Jägern entfernte Anhöhe, zündeten den gefüllten Bienenkorb an, und drehten die Stange sammt dem Korbe fleißig herum.

Aber um's Himmelswillen was ist das! Die Gretschenjäger besahen sich dieses Schaustück nur einen Augenblick, und als es immer heftiger wurde, ergriff jeder einzeln die Flucht, der eine da, der andere dort hinaus, durch Dornen und Hecken und heim in's Bett. Jeder hatte Blessuren im Gesicht, aber Keiner hatte den „Gretsch“ im Sack.



Als man am andern Morgen im Orte frug: Wer den „Gretsch“ im Sack habe? und man keine nähere Auskunft erhielt, wurde die abgehaltene Gretschenjagd ruchbar, und die obenbenannten Jäger wurden nicht übel ausgelacht. Sechs Wochen vergingen bis sie sich wieder sehen ließen, und ein volles Vierteljahr dauerte es, bis man sie wieder auf dem Kirchplatz im Kirchgarten sah. Sogar die Kinder riefen ihnen von Weitem entgegen: „Gretschenjäger“, und heute noch haben sie diesen Namen und werden ihn auch noch lange behalten.

Dem Barilebauer sagt man seither „Gretschenvater“, und sein vormaliger Knecht, der damals, wie er vorgab, zur Bedeckung der Jäger mit

einem Gewehr versehen mitging und Wache halten sollte, damit den Gretschenjägern nichts geschehe, heißt: S.... Nazi, ist aber seitdem nicht mehr Kamerad der Gretschenjäger, sondern muß sich vielmehr sehr in Acht nehmen, daß nicht auch einmal von den Gretschenjägern Jagd auf ihn gemacht wird.

Der verlorne Geldbeutel.

In einem freundlich gelegenen Orte am See kam im vergangenen Jahre folgendes, beinahe unglaubliches Stücklein vor:

Ein Händler mit Rechen ging in den nahe gelegenen Wald um Abholz zu holen; als er nach Hause zurückkam, vermißte er seinen Geldbeutel und war der Meinung, daß er denselben im Wald verloren habe; er ging deshalb 3 Tage hintereinander in größter Trauer in den Wald um den verlorne Geldbeutel zu suchen; aber, o weh! er fand ihn nicht mehr und konnte ihn auch nicht finden, denn er trug denselben schon 3 Tage lang in einem seiner Stiefel herum, und nahm ihn erst dann heraus, als der Geldbeutel schon ganz zusammengetreten war, — und doch war ein preussischer Thaler darin enthalten. —



Merke: Zieh' künftig erst die Stiefel aus und schaue nach, bevor Du traurig und jammern

in den Wald geht, um den verlorenen Geldbeutel zu suchen! —

Die Sage vom Schroffensteiner Weinfasse.

(Aus dem Oberinnthale.)

Der Burgherr auf Schroffenstein war ein Schlemmer und wüster Gesell, wie es keinen zweiten gab in weiter Runde; all sein Hab und Gut hatte er in eitel Wein verwandelt, der in unzähligen Fässern wohl aufgespeichert in seinem Keller lag. — Kaum, wenn der Morgen graute und der Hahn zum erstenmale gekräht hatte, saß der alte Völlzapfen schon bei seinem Humpen, leerte ihn und ließ ihn wieder füllen, bis die Nacht einbrach, und er endlich auf sein Lager sank zu kurzem Schlummer.

Kam irgend ein Fremdling, seine Gastfreundschaft anrufend, auf das Schloß, so zwang er ihn, mit ihm zu zechen, bis er besinnungslos unter dem Tische lag; dann ließ er ihn hohnlachend durch seine Knechte in den Schweinestall werfen, von wo er am folgenden Tage mit einer tüchtigen Tracht Schläge entlassen wurde.

Eines Abends (es war im Dezember, und rauh und wild stürmte der Schneewind durch das Thal) saß er wieder wie gewöhnlich einsam auf seiner Kemenate, den vollen Humpen vor sich, dem er tapfer zusetzte.

Da pochte es mit dumpfen Schlägen an die Schloßpforte. — „Wer poltert so spät noch an das Thor?“ schnaubte er den eintretenden Vogt an.

„Ein winzig Männlein ist draußen von fremdländischem Aussehen,“ sagte dieser, „soll ich es einlassen?“

„Bring den Kauz zu mir,“ war die kurze Antwort.

Der Vogt ging; der Ritter legte aber sein aufgedunsenes weinrothes Gesicht in trotzige Falten, nahm einen derben Schluck aus seinem Riesenbecher und harrte mit Spannung des fremden Gastes.

Der ließ nicht lange auf sich warten. — Es war in der That ein winziges Zwerglein mit kurzen Säbelbeinen und langen schmutzig-weißen Barte, der ihm bis an den übergroßen herunter-

hängenden Wams reichte. — Der Kleine trug ein gelbes Wamms und hochrothe Hosen von äußerst komischem Zuschnitt, und sein Gesicht hatte einen schüchternen zaghaften Ausdruck.

„Kannst du den Humpen regieren, kleiner Knirps?“ donnerte der Burgherr seinen Gast an; „daß du mich wohl verstehst, ich laß' dich durchprügeln, wenn du nicht einen Schlauch hast, wie mein großes Fuderfaß.“ — „Will's probiren, will's probiren!“ sagte der Zwerg mit einem blöden Blick. — Als ihm aber der Ritter lachend seinen mächtigen Humpen hinreichte, faßte er ihn gierig in beide Hände und leerte ihn auf einen Schluck. Darauf klopfte er mit sichtlichem Wohlbehagen an seinen Bauch, und äußerte, ihn mit blinzeln, begehrenden Augen anstarrend: „Das war gut, das war vortrefflich, aber noch mehr!“ — „Sollst dir wahrlich noch genug kriegen!“ meinte der Ritter und winkte dem Vogt, der sogleich mit frisch gefüllten Becher erschien. — Das war aber für den Kleinen nur zum Kosten, er leerte gierig einen nach dem andern, und heischte drauf wieder: „Jetzt krieg' ich erst Durst, tragt auf, tragt auf!“ — „Bringt den großen Stiefel,“ herrschte der Ritter ungeduldig dem Vogte zu, „ich will doch sehen, ob der kleine Balg da keinen Boden hat!“ — Nun wurde ein mächtiges Horn, bis an den Rand mit schäumendem Terlaner gefüllt, herein geschleppt, aber kaum hatte der Zwerg das Gefäß in seinen Händen, als es auch schon leer war.

Mit wachsendem Staunen sah der Burgherr seinem tapferen Gaste zu — jetzt stand er auf, und eiferte: „Genug, wir wollen in den Keller gehen, es wäre doch ein ewiger Schandfleck auf mein Haus, wenn dieser Zwerg behaupten könnte, er wäre durstig von hier weggegangen.“

Als das Männlein im kühlen Kellerraume die aufgespeicherten Fässer erblickte, hüpfte ihm ordentlich das Herz im Leibe; sogleich machte er ein Spundloch auf und schlürfte so lange, bis der letzte Tropfen versiegt war; dann machte er sich an's zweite, dritte, vierte Faß — und so oft er mit einem fertig war, wischte er sich vergnügt seinen langen Bart ab und klopfte an die hohltönenden Dauben, zum Zeichen, daß der Inhalt geleert sei. — So ging es fort, bis der kleine Nimmersatt an's letzte Faß gelangte — da sank dem Burgherrn der Muth, und er bat

mit sehentlicher Stimme: „Schone, schone mir dieses, denn was fange ich Armer an, wenn mich der Durst plagt und kein Tropfen mehr im Keller ist!“

„Und willst du mir das letzte Fäßlein nicht gönnen?“ sagte der Zwerg mit gierigen Blicken, indem er den Finger an's Spundloch legte, „ei, dann soll es verzaubert sein auf hundert Jahre!“



Damit klopfte er lüftern mit den Fingern auf die Dauben, und flüfterte den Spruch:

„Fäßlein mit dem rothen Wein
 „Wahre mir den Inhalt fein,
 „Wahre mir dies Rebenblut
 „Hundert Jahrlein fest und gut!

worauf er vor des Ritters Augen in den Boden versank.

Gleich nachher wurde der Burgherr von einem entsetzlichen Durst befallen, der ihn Tag und Nacht quälte — aber umsonst versuchte er's, sich des Inhalts zu bemästern; das Spundloch

war wie zugestoren, und die Dauben schienen von Eisen zu sein; im Fasse aber rauschte und gährte der Wein wie zum Hohne für den Gequälten.

Nach etlichen Tagen fand man ihn entseelt neben dem verherten Fasse sitzen. — der edle Necke war verdurftet.

Spätere Besitzer des Schlosses haben den Schatz im Keller entdeckt, von dem der Zauber wieder gewichen war — die Dauben am Fasse waren längst vermodert, das edle Naß, in eine Kruste von Weinstein gehüllt, wird aber noch lange manches wackern Zechers Kehle erfreuen.

Welthändler.

Deutschland.

„Gut Ding will gute Weile haben,“ heißt ein altes Sprichwort. Wenn dies auf irgend eine Sache passend anzuwenden ist, so ist's auf unsere deutschen Zustände. Herr v. Bismark hat zwar ein schön Stück

Arbeit ausgeführt seit 14. Juni 1866, — dem Tage des Austritts Preussens aus dem deutschen Bunde; aber ein einheitliches Deutschland ist leider noch nicht zu Stande gekommen. Doch gibt es seit 25. Juni 1867 ein deutsches Reich von circa 30 Millionen; denn an diesem Tage wurde in sämtlichen norddeutschen Staaten die neue deut-